Wer hat Angst vor »Kopenhagen«?

Überlegungen zur literarischen Produktion der Geschichte*

Michael Hagner

Wissenschaftshistoriker gehen eher selten ins Theater. Zwar gibt es auch in den Wissenschaften Figuren, die zu Helden oder Antihelden gemacht worden sind, aber das heißt noch nicht, daß sie auch theatertauglich sind. Eine wichtige Ausnahme bilden tragische Helden wie Galileo Galilei, J. Robert Oppenheimer und die Physiker, die vor allem um die Mitte des 20. Jahrhunderts die Bühne bevölkerten. In den Stücken Brechts, Kipphardts und Dürrenmatts wurde der Stoff für Positionsbestimmungen gewoben, mit denen die großen Fragen von Gut und Böse, Wahrheit und Irrtum, Rationalität und Irrationalität einer ganzen Generation nähergebracht werden sollten. Wer sich mit den Physikern befaßte, konnte sich über die moralische Verantwortung des Wissenschaftlers belehren lassen. Wer das »Leben des Galilei« sah oder las, lernte etwas über das Verhältnis von Wissenschaft und Glauben, Freiheit und Dogmatismus, ohne sich genauer mit der Physik- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts befassen zu müssen.

Seit den Zeiten des kalten Krieges sind die Dinge etwas komplizierter geworden. Dem Bild des Galilei als Märtyrer, das Brecht gezeichnet hatte, sind inzwischen etliche weitere Versionen gefolgt. An Galilei ließen sich nicht bloß politische und wissenschaftliche, sondern auch historische und philosophische Probleme verhandeln. So haben Alexandre Koyré und Erwin Panofsky den *Platoniker* herausgestellt, um damit den philosophischen Ursprung des neuzeitlichen naturwissenschaftlichen Denkens zu betonen. Paul Feyerabend hat den

* Für Hinweise und Kommentare danke ich Lorraine Daston, Anke te Heesen und Dieter Hoffmann.

Anarchisten Galilei entworfen, um an ihm die Dynamik wissenschaftlicher Innovation zu verdeutlichen. In jüngerer Zeit hat Pietro Redondi Galilei als *Häretiker* interpretiert, um von dort aus den berüchtigten Inquisitions-Prozeß von 1633 zu erklären. Als vorläufig jüngste Version hat Mario Biagioli Galilei als *Höfling* portraitiert und gezeigt, daß der soziale und professionelle Aufstieg (und Abstieg) Galileis im Rahmen höfischer Strukturen zu sehen ist. Auch für diejenigen, die nicht mit Galilei und dem 17. Jahrhundert vertraut sind, ist es aufschlußreich, zu sehen, daß Galilei nicht einfach ein trotziger Gelehrter war, der für die Wahrheit focht, sondern ein komplexer, bisweilen widersprüchlicher Charakter, dessen Wirken unterschiedliche Zugänge und Deutungen zuläßt. Daß eine solche Vielschichtigkeit nicht bloß dem historischen Gegenstand selbst geschuldet ist, sondern auch mit den jeweiligen methodologischen, historiographischen und narrativen Vorentscheidungen zusammenhängt, konnte dabei nicht verborgen bleiben.

Man braucht den Vergleich zwischen Galileo Galilei und Werner Heisenberg nicht überzustrapazieren, aber es ist nicht zu übersehen, daß in jüngerer Zeit auch über Heisenberg verschiedene, zum Teil einander widersprechende Zugänge und Deutungen entstanden sind, die sich insbesondere um seine Rolle in Nazi-Deutschland und zunehmend auch um seine Erinnerungspolitik im Nachkriegsdeutschland drehen. Zunächst nahm sich das eher als ein Gelehrtenstreit aus, an dem neben ausgebildeten Wissenschaftshistorikern und Physikern auch Allgemeinhistoriker, Sachbuchautoren und Journalisten beteiligt waren, der aber, so konnte man den Eindruck gewinnen, trotz des brisanten Themas nur in begrenztem Umfang allgemeine Aufmerksamkeit für sich beanspruchte. Hierzulande jedenfalls ist Heisenberg im Verhältnis etwa zu Martin Heidegger, Carl Schmitt oder Theodor Schieder nur am Rande Gegenstand kontroverser öffentlicher Diskussionen gewesen.

Diese Situation hat sich mit Michael Frayns Theaterstück »Kopenhagen« geändert, wovon inzwischen zahlreiche Kolloquien, Diskussionen und Zeitungsartikel Zeugnis geben. Wenn man so will, ist auch das vorliegende Buch Bestandteil dieser

Entwicklung. Das Besondere daran scheint mir in dem Umstand zu liegen, daß die Scheinwerfer nicht nur auf Heisenberg, den Nationalsozialismus und die Atombombe gerichtet werden; zudem steht nun auch die Wissenschaftsgeschichte selbst im Rampenlicht, genauer: In der Auseinandersetzung der Spezialisten mit Frayns literarischer Version von Heisenberg werden – ähnlich wie bei Galilei – grundlegende methodologische und historiographische Probleme aufgeworfen, die auch für jemanden wie mich, der nicht in der Physikgeschichte, geschweige denn bei Heisenberg bewandert ist, von großem Interesse sind. Die hier zusammengestellten Beiträge bieten ein reiches Anschauungsmaterial, indem sie implizit oder explizit auf Problematiken eingehen, die bislang eher in anderen Zusammenhängen diskutiert worden sind. Dazu zählen in erster Linie die Kontroversen um eine realistische oder konstruktivistische Sicht der Welt und um die Frage von Text und Kontext. Die akademischen Reaktionen auf »Kopenhagen« begegnen diesen Fragen auf einem ungeschützten Terrain, und damit laden sie ganz besonders zu einer Selbstreflexion über den gesellschaftlichen und akademischen Stellenwert der Wissenschaftsgeschichte ein.

Während Historiker seit langem daran gewöhnt sind, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie sie es mit der Literatur halten, das heißt, wie sie ihre eigene Arbeit im Verhältnis zu literarischen Entwürfen sehen, die sich mit derselben Thematik befassen, und wie sie sich zu ihren eigenen narrativen Entwürfen stellen, haben Wissenschaftshistoriker solche Fragen lange Zeit für weniger relevant gehalten. Erst seit den 1980er Jahren hat sich die Situation geändert. So hat William Clark vor einigen Jahren am Beispiel einiger Schlüsseltexte der neueren Wissenschaftshistoriographie gezeigt, daß diese Texte narrative Strukturen aufweisen, die sich ohne größere Schwierigkeiten in die poetischen Kategorien von Epos, Drama, Komödie und Satire einordnen lassen.[1] Doch obwohl inzwischen etliche Pro-

1 William Clark, »Narratology and the History of Science«, in: *Studies in the History and Philosophy of Science* 26 (1995): 1-71.

jekte zum Thema »Writing Science« existieren und sogar eine eigene Zeitschrift unter dem Titel *Configurations. A Journal of Literature, Science, and Technology* herausgegeben wird, hat das Verhältnis von literarischen und wissenschaftshistorischen Praktiken gerade im Hinblick auf Untersuchungen zur Wissenschaft während des Nationalsozialismus noch wenig Anklang gefunden.

Betrachtet man die Vorschläge zur Bestimmung des Verhältnisses von Literatur und Geschichte in der Diskussion um »Kopenhagen«, so werden mindestens vier verschiedene Antworten gegeben. David Cassidy argumentiert soziologisch: Weil Dramatiker und Historiker »unterschiedlichen professionellen Zwängen und Erfolgskriterien« unterliegen, bleibt ein unauflösbares Spannungsverhältnis zwischen Literatur und Geschichte bestehen. Implizit wird damit angenommen, daß die Geschichtswissenschaft näher an der historischen Wahrheit dran ist. Finn Aaserud scheint diese Bedenken nicht zu teilen, wenn er schreibt, Frayn habe sich so sehr in die Materie eingearbeitet, »daß sich keine scharfe Trennlinie zwischen den vorhandenen historischen Arbeiten und seiner [Michael Frayns] Dramatisierung des Ereignisses ziehen läßt«. Im scharfen Kontrast dazu konstatiert Gerald Holton bei Frayn ein »Halbwissen«, das typisch für die Kunst sei, da diese sich nicht an »Tatsachen und Vernunft« halte, sondern an »Ungewißheiten, Geheimnisse, Zweifel«. Holton scheint also davon auszugehen, daß Kunst gar nicht anders könne, als »mit Hilfe ihrer Einbildungskraft alle möglichen Luftschlösser zu errichten«. Klaus Hentschel schließlich räumt die »künstlerischen Freiheiten« sofort ein, meint aber gleichzeitig, daß die Kunst der Wissenschaft hier einen Weg aufzeigt, sich von dem Diktum zu befreien, herauszufinden, »wie es wirklich gewesen ist«, und statt dessen »Raum zu schaffen für verschiedene Lesarten«.

Die hier verhandelte Frage ist nicht so sehr, ob in der Literatur andere Spielregeln gelten als in der Geschichte; darüber ließe sich schnell Einigkeit erzielen. Die entscheidende Frage ist vielmehr, ob Literatur der komplexen historischen Realität gerecht werden kann oder ob sie eine andere Realität offenbart,

die dem wissenschaftlichen Zugang verschlossen bleibt. Holton in seiner unversöhnlichen Trennung von Vernunft und Phantasie, die ganz auf der Snowschen Unterscheidung zwischen den zwei Kulturen basiert, hat damit von vornherein eine Antwort festgelegt. Cassidy beklagt einen Mangel an umfassenderen historischen Fragen, und auch Aaserud bemängelt, daß »Kopenhagen« vor allem der politischen Haltung Niels Bohrs nicht gerecht werde. Das heißt wohl nichts anderes, als daß hier eine verzerrende Komplexitätsreduktion stattfindet.

Das gleiche gilt aber auch umgekehrt: Aaserud bewundert bei Frayn die komplexe Zeichnung der Charaktere, die sich von der Schwarzweißmalerei der Historiker abhebe; und Hentschel hält die Suche der Historiker nach Eindeutigkeit ebenfalls für reduktionistisch. Die Probleme der Literatur werden hier unversehens zu Problemen der Geschichtswissenschaft, und zwar auf einer ganz basalen Ebene. Künstler haben bestimmte Interessen, Präferenzen, Vorgaben und Verpflichtungen, aber Historiker haben sie auch. Dabei handelt es sich aber keineswegs bloß um ein soziales Problem, das auf der Ebene der Zugehörigkeit zu irgendeiner community abzuhandeln wäre. Zur Debatte stehen vielmehr grundlegende epistemologische Fragen. Nirgendwo könnte das deutlicher werden als in der Bewertung einer Quelle, die der Forschung bislang noch nicht zur Verfügung steht. Es gibt einen nicht abgeschickten Brief von Bohr an Heisenberg aus der Zeit um 1958, in dem er das, was er aufgrund von Robert Jungks Buch für Heisenbergs Version des 1941er Treffens halten mußte, heftig zurückwies. Holton, der den Brief gelesen hat, meint, daß dadurch die Wahrheit endgültig ans Tageslicht gelangen werde; Hentschel dagegen glaubt, daß nur »eine weitere Perspektive des Kaleidoskops« dabei herauskomme.

Wie sind solche Differenzen zu bewerten? Gewiß, Historiker sind unterschiedlicher Meinung in der Beurteilung von Sachverhalten – man nehme nur die unterschiedlichen Einschätzungen der öffentlich zur Schau getragenen Kriegszuversicht Heisenbergs. Doch die methodologische Uneinigkeit darüber, wie man sich der Realität annähert; die Frage, ob es möglich ist,

eine eindeutige Wahrheit zu rekonstruieren, die ein für allemal Klarheit bringt – das offenbart tiefere Gräben, die mit den üblichen akademischen Hakeleien nicht hinreichend zu erklären sind.

Konstruktivismus und postmoderne Beliebigkeit sind in den letzten Jahren, insbesondere seit den unseligen *Science Wars,* zu klischeeartigen Begrifflichkeiten degeneriert, die eher Pawlowsche Reflexe als inspirierende Debatten hervorrufen. Gleichwohl erscheint es notwendig, die Instrumentalisierung dieser und ähnlicher Begriffe in einem bestimmten argumentativen Zusammenhang zu beleuchten. Hentschel will keiner »postmodernen Beliebigkeit das Wort« reden. Die Postmoderne ist demnach zum Synonym dafür geworden, Fakten nicht ernst oder gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen. Was immer man sonst über die Postmodernen sagen kann, eine solche Vereinfachung dient nur noch der Absicherung in einem gefährlichen Gelände, auf dem sich vielleicht keine *Science Wars,* wohl aber *Cold Science Wars* abspielen. Bis zum Überdruß bestätigt wird das durch Paul Lawrence Rose, der Frayn einer »postmodernen Infragestellung« von Tatsachen bezichtigt und ihn auf eine Stufe stellt mit solchen angeblichen Wissenschaftshistorikern, die den Wahrheitsgehalt von Teilchenphysik und Alchemie auf eine Stufe stellen. Hinter solchen Invektiven ist ein größeres Argumentationsmuster verborgen, das man nicht leichtfertig abtun sollte. Danach ist die wissenschaftliche Eindeutigkeit, die zwischen richtig und falsch, Glauben und Wissen, Rationalität und Irrationalität zu trennen weiß, nicht nur eine epistemologische Notwendigkeit, sie ist gleichzeitig ein moralischer Wert, der politische Handlungsoptionen ermöglicht, nämlich zwischen gut und böse, schuldig und unschuldig zu unterscheiden. Nur wer sich dieser epistemischen Purifizierung unterzieht und ein eindeutiges Bekenntnis ablegt, ist in der Lage, zu einer so problematischen Frage wie der der moralischen und politischen Verantwortung des Wissenschaftlers angemessen Stellung zu nehmen. Wer eine andere Position bezieht und sich im Hinblick auf die Eindeutigkeit der Realität nicht genau festlegen will und eine Diskussion um narrative Vorentscheidun-

gen bei der Geschichtsschreibung für notwendig hält, gerät unter Verdacht. Zum offenen Vorwurf eines moralischen Relativismus, mit dem die Verantwortung des Wissenschaftlers vom Tisch gefegt wird, ist es dann nur noch ein kurzer Schritt.[2]

Ich will nicht behaupten, daß eine solche Position ausschließlich von der älteren Generation vertreten wird, die entweder noch unmittelbar unter der Nazi-Barbarei gelitten hat oder im kalten Krieg sozialisiert worden ist. Doch es ist nicht zu bestreiten, daß diese Position seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts einen politischen Auftrag erfüllt hat. Wie bereits angedeutet, war die Literatur im kalten Krieg, waren Brecht, Dürrenmatt und Kipphardt nicht zuletzt deswegen so erfolgreich, weil sie auf die Frage nach der moralischen Verantwortung des Wissenschaftlers klare Antworten gegeben haben. Michael Frayn hat sich diesen Fragen nicht entzogen, aber er hat ihre Vielschichtigkeit problematisiert, anstatt eindeutige Antworten zu geben, und genau das scheint für einige der beteiligten Protagonisten unerträglich zu sein.

Wenn Frayn die Dinge in der Schwebe läßt und verschiedene Optionen anbietet, folgt daraus auch, daß Historiker so handeln sollen? Sollen sie auf eindeutige Antworten verzichten und sich statt dessen mit verschiedenen Versionen begnügen? Genau an diesem Punkt drängt sich der Eindruck auf, daß eine gewisse Angst vor der eigenen Courage umgeht. So stellt Cathryn Carson etwas ratlos fest, daß der von ihr erforschte Heisenberg mit Frayns Bühnenfigur ziemlich wenig zu tun habe. Nun hat Carson selbst eine bestimmte Option angeboten, nämlich Heisenberg im Hinblick auf seine führende Rolle im Westdeutschland der 1950er Jahre zu untersuchen. Dementsprechend wird seine retrospektive Bewertung des Treffens mit Bohr in Kopenhagen in den Kontext der Diskussionen um die atomare Bewaffnung Westdeutschlands gestellt. Auch

2 In diesem Zusammenhang sei auf das wichtige, in Deutschland viel zu wenig bekannte Buch von Saul Friedlander (Hrsg.), *Probing the Limits of Representation. Nazism and the »Final Solution«* (Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1992) hingewiesen.

wenn Heisenberg, wie Carson vermutet, sich nicht vorstellen konnte, »die Wahrheit über diese Begebenheit in einer scharf geführten Debatte festlegen zu können«, ist es plausibel, daß ihm eine gewisse Selbststilisierung in seinem politischen Anliegen nützlich war. Man muß Heisenbergs autobiographische Erinnerungspolitik gar nicht unbedingt goutieren, um anzuerkennen, daß die Einbeziehung des politischen Kontextes der 1950er Jahre hier zu einer »Vermehrung« der Realität beiträgt, die mit der einfachen Formel von moralischer Reinwaschung nicht recht aufzudröseln ist. Wenn aber die Wissenschaftsgeschichte selbst mit ihren Entwürfen zur Komplexitätssteigerung beiträgt und sich gerade nicht mit einem simplizistischen Deutungsschema begnügt, dann sind Entfremdungserlebnisse wohl unvermeidlich.

Natürlich mag es auf manchen unbefriedigend wirken, wenn von einer historischen Figur verschiedene Versionen im Umlauf sind, die alle etwas für sich haben. Aber erstens ist das bei allen historischen Themen der Fall – man denke nur an die Französische Revolution oder Bismarck –, und zweitens schließt Uneinigkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht aus, daß verschiedene Versionen nicht in einem späteren historiographischen Versuch miteinander harmonisiert werden.

Damit komme ich zu der oben bereits erwähnten Frage von Text und Kontext. Ein immer wiederkehrendes Argument besagt, daß das Thema Heisenberg, der Nationalsozialismus und die Atombombe nicht auf die Episode im September 1941 in Kopenhagen reduziert werden könne. Frayn dürfte dem kaum widersprechen, aber er könnte natürlich den Ball zurückspielen und fragen, welcher Kontext denn nun berücksichtigt werden solle. Ist es die Nachkriegszeit, die Heisenbergs Erinnerung an 1941 formiert? Oder läßt man die Erinnerungsproblematik ganz beiseite und konzentriert sich auf den Kontext der Jahre um 1941?

Die Historiker machen hier verschiedene Angebote. Thomas Powers baut seine Argumentation vornehmlich auf geheimdienstlichen Dokumenten auf, um Heisenberg von dem Vorwurf zu entlasten, er habe für Hitler eine Atombombe bauen

wollen. Die Frage nach der Atombombe ist aber nicht für alle Historiker von gleicher Wichtigkeit. Michael Eckert beispielsweise beleuchtet die moralische Dimension von Heisenbergs Auftritt in Kopenhagen mit Hilfe der Briefe Heisenbergs an seinen Lehrer Arnold Sommerfeld. Man erwartet gewiß nicht, daß darin die Moral des Wissenschaftlers verhandelt wird, aber man nimmt wohl mit Befremden zur Kenntnis, wie sehr für Heisenberg die eigene Ehre und die qualitative Verbesserung der Physik noch zu Kriegszeiten im Vordergrund standen.

Die Pointe in Eckerts Argumentation liegt darin, daß er in ihr Zentrum eine literarische Fiktion stellt: Feuchtwangers Figur des überragenden Dirigenten Leonhard Riemann, der durch sein Verbleiben in Nazi-Deutschland zum »gemeinen Dirigenten« wird. Unverkennbar handelt es sich dabei um eine Anspielung auf Wilhelm Furtwängler, dessen Rolle zwischen 1933 und 1945 bis auf den heutigen Tag seine Biographie prägt. Eine solche Diskussion ist um Heisenberg hierzulande bislang kaum geführt worden, aber Eckert geht es auch um etwas anderes. Wenn Feuchtwanger 1940 (das Erscheinungsjahr von »Exil«) und bereits vor ihm Klaus Mann und etliche andere beklagten, daß das aktive Verbleiben künstlerischer Ausnahmeerscheinungen in Deutschland das Prestige der Nazis anhob, sollte es nicht verwundern, wenn andere Exilanten bzw. diejenigen, die in den okkupierten Ländern litten, dasselbe auch über wissenschaftliche Ausnahmeerscheinungen dachten und sagten. Dafür sind der von Dieter Hoffmann angeführte Brief Lise Meitners an Paul Scherrer sowie die Geschichte Walter Grotrians ein schlagender Beweis. Es deutet viel darauf hin, daß diejenigen, die nach 1939 in offizieller Mission ins besetzte Ausland reisten, um womöglich in bester Absicht ein »besseres« Deutschland zu repräsentieren oder auch nur ihre »patriotische« Pflicht zu erfüllen, einer gewaltigen Selbsttäuschung aufsaßen, die sich offensichtlich auch nach 1945 fortsetzte. Wenn Helmut Rechenberg in diesem Zusammenhang einräumt, daß Heisenberg »den befremdenden Eindruck erweckte, für die Lage der Menschen im besetzten Ausland nicht

das notwendige Einfühlungsvermögen zu zeigen«, ist das wohl das mindeste, was dazu zu sagen wäre.

Auch bei Mark Walkers Untersuchung der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik und Kulturpropaganda im besetzten Ausland steht die Fehleinschätzung der eigenen Position bzw. der Wirkung der eigenen Person auf andere im Vordergrund. Ob die Lösung darin besteht, zwischen Kollaboration und Widerstand eine – ebenfalls zu problematischen Konsequenzen führende – Anpassung an die gegebenen Umstände als *tertium datur* anzunehmen, wie Walker es tut, vermag ich letztlich nicht zu beurteilen. Doch wenn die Zeichen nicht trügen, gelangt auch in der Wissenschaftsgeschichte eine Historiographie des Nationalsozialismus, die vornehmlich der Logik der Nürnberger Prozesse folgt – schuldig oder nicht schuldig –, allmählich an ihr Ende und eröffnet andere Perspektiven. Damit ist keineswegs gesagt, daß diese polarisierende Sichtweise nicht ihre Bedeutung gehabt hat, aber es werden aus verschiedenen Richtungen Zweifel angemeldet, ob damit zu einem weiteren Verständnis der Wissenschaft im Nationalsozialismus beigetragen werden kann. Mörder bleiben Mörder, Opfer bleiben Opfer, und für den riesigen Bereich dazwischen kann man den Eindruck gewinnen, daß neue, adäquate Forschungsfragen erst allmählich formuliert werden. Und dazu zählt auch der Versuch, eine Bewertung der Rolle Werner Heisenbergs im Nationalsozialismus jenseits von hagiographischer Apologie und bloßer Empörung anzusiedeln. Daß dabei unterschiedliche Versionen entstehen, ist unvermeidbar. Daß der Ausnahmephysiker Heisenberg dadurch nicht unbedingt zu einem ungeteilten Sympathieträger deutscher Kultur im 20. Jahrhundert wird, dürfte ebenso naheliegen.

Daß Heisenberg nun auch zur Bühnenfigur geworden ist, sollte auch unabhängig von allen aktuellen Diskussionen mit und um Michael Frayn unbedingt als Chance begriffen werden. Naturgemäß sind Inszenierungen selbst Versionen, die die durch den Text gegebenen Freiräume unterschiedlich ausfüllen können oder auch dem Autor keineswegs mit jedem Wort folgen müssen. So trieben die rührseligen Worte Heisenbergs über

sein »zerstörtes, entehrtes und geliebtes Heimatland« den Zuschauern in New York laut Gerald Holton die Tränen in die Augen. Wenn man Frayn irgendwo eine glücklichere Hand gewünscht hätte, dann bei diesem Schlußmonolog, der für viele Ohren in Deutschland eher schmalzig wirken dürfte. Aber das Theater hat verschiedene Möglichkeiten, mit solchen Problemen umzugehen. Im Prenzlauer Berg beispielsweise wurde die Figur der Margrethe Bohr so in den Mittelpunkt gerückt, daß sie eben nicht eine typische Professorengattin war, die zu ihrem Mann hielt, sondern eine eigenständige und differenzierte Sichtweise der beiden männlichen Charaktere offenbarte, die dem Stück und auch der Deutung der Figur Heisenbergs eine andere – kritischere – Wendung gab, als es wohl bei den Aufführungen in London und New York der Fall gewesen ist.

Mit »Kopenhagen« ist eine neue Variante der »künstlerischen Produktion der Geschichte«[3] entstanden, die für Wissenschaftshistoriker zweifellos ungewöhnlich ist und eine Herausforderung darstellt. Michael Frayn hat den historischen Entwürfen von Heisenberg eine weitere Version hinzugefügt, und es wird aller Voraussicht nach nicht die letzte bleiben. Die Spezialisten haben zur Genüge deutlich gemacht, daß in dieser Version Übertreibungen und Verkürzungen, Einseitigkeiten und Fiktionalisierungen vorkommen; sie haben aber auch offenbart, daß die historiographischen Anstrengungen vor diesen Gefahren ebenfalls nicht gefeit sind. Man braucht Frayn wahrlich nicht vorzuwerfen, daß er sich mit wichtigen Fragen wie etwa der, warum Heisenberg in Nazi-Deutschland geblieben ist, nicht befaßt hat. Statt dessen hat er eine Reihe von Fragen aufgeworfen, die die Wissenschaftshistoriker zu selbstreflexiven Überlegungen über den wissenschaftlichen und politischen Stellenwert ihrer eigenen Arbeit angeregt haben. Das ist nicht wenig. Wissenschaftshistoriker könnten ruhig häufiger ins Theater gehen.

3 Dieser Begriff stammt von Bernhard Jussen, der unter demselben Titel ein Projekt am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen durchführt, an dem Künstler und Historiker beteiligt sind.

Michael Frayn
Kopenhagen

Stück in zwei Akten

Deutsch von Inge Greiffenhagen
und Bettina von Leoprechting

Mit einem Nachwort des Autors

Anhang

Zwölf wissenschaftshistorische
Lesarten zu »Kopenhagen«
zusammengestellt von
Matthias Dörries

WALLSTEIN VERLAG

Das Nachwort von Michael Frayn und die Beiträge von
Finn Aaserud, Cathryn Carson, David C. Cassidy,
Gerald Holton, Thomas Powers, Paul Lawrence Rose
und Mark Walker wurden von Gerhard Herrgott übersetzt.

Copenhagen by Michael Frayn
© Michael Frayn 1998

Copyright agency worldwide for Michael Frayn
The Peters Fraser & Dunlop Group Ltd
34-43 Russel Street, London WC2B 4HA
e-mail: postmaster@pfd.co.uk
Fax: (20 7) 836 9541

Die Aufführungsrechte
an der deutschsprachigen Übersetzung liegen
in Deutschland, Österreich und der Schweiz beim
GERHARD PEGLER VERLAG
Athener Platz 8
D-81545 München

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

© Wallstein Verlag, Göttingen 2001
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Druck: Hubert & Co, Göttingen
Umschlag: BASTA Werbeagentur, Petra Bandmann

ISBN 3-89255-477-3